

**Predigt von Bischof Prof. Dr. Martin Hein im Gottesdienst am  
25.01.2009 (3. Sonntag p. Epiph.) in St. Martin Kassel.**

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die  
Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Predigttext: **Mt 8,5-13**

*5 Als aber Jesus nach Kapernaum hineinging, trat ein Hauptmann zu ihm;  
der bat ihn*

*6 und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gelähmt  
und leidet große Qualen.*

*7 Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen.*

*8 Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert,  
dass du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so  
wird mein Knecht gesund.*

*9 Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe Solda-  
ten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu  
einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das!,  
so tut er's.*

*10 Als das Jesus hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die  
ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe  
ich in Israel bei keinem gefunden!*

*11 Aber ich sage euch: Viele werden kommen von Osten und von Wes-  
ten und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sit-  
zen;*

*12 aber die Kinder des Reichs werden hinaus gestoßen in die Fins-  
ternis; da wird sein Heulen und Zähneklappern.*

*13 Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin; dir geschehe, wie du  
geglaubt hast. Und sein Knecht wurde gesund zu derselben Stunde.*

Eine eigentümliche Begegnung ist das, liebe Gemeinde: Sie ist ebenso überraschend wie folgenreich, denn sie sprengt den Rahmen des Normalen. Normal wäre gewesen, dass sich kein Heide in römischen Dienst in seiner Not an den Juden Jesus wendet. Und ebenso normal wäre es gewesen, wenn Jesus diesem Heiden aus dem Weg gegangen wäre, um sich bloß nicht zu verunreinigen. Beide mochten auf engem Raum in Kapernaum am See Genesareth leben und wären sich doch normalerweise nie begegnet. Der eine hatte mit dem anderen nichts zu tun! Welten trennten sie. Zu unterschiedlich war die Herkunft, zu unterschiedlich die gesellschaftliche Zugehörigkeit, zu unterschiedlich die Religion.

Aber ausgerechnet diesmal verläuft nicht alles nach dem gewohnten Schema, wonach man Andersgläubige besser meidet und lieber unter sich bleibt. Das macht dieses Aufeinandertreffen so denkwürdig. Hier geht es nicht um eine gelehrte Auseinandersetzung über die richtige Gottesauffassung, erst recht nicht um religiöse Rechthaberei, sondern was den heidnischen Hauptmann und Jesus zusammenbringt, ist eine himmelschreiende Notlage: Es sind die Qualen eines Menschen, der hilflos unter seiner Krankheit leidet und dem auch sein Herr und Vorgesetzter, der sonst über alles Mögliche zu befehlen hat, nicht helfen kann. Militärische Macht erweist sich angesichts des Leidens eines Menschen als völlig ohnmächtig. Die Verhältnisse kehren sich um: Der machtgewohnte Hauptmann stößt an seine Grenzen.

Eigentlich beginnt hier schon das Wunder: Denn dieser ranghohe Soldat gesteht sich ein, dass er nichts, aber auch gar nichts ausrichten kann, wenn es um die Krankheit seines Bediensteten geht. Er, der sonst ohne mit der Wimper zu zucken Befehle erteilt und selbstverständlich davon ausgeht, dass sie auch befolgt werden, wandelt sich in einen Menschen, der bittet – und zwar ohne die Aussicht, dass seine Bitte überhaupt erhört wird. Er geht auf Jesus zu. Alles, nur das nicht, hätte man von einem römischen Befehlshaber erwarten dürfen. Der Vertreter der Besatzungs-

macht setzt sich der Gefahr aus, sich vollends lächerlich und untragbar zu machen. Aber in der konkreten Not zählen die Konventionen und Etikette nicht mehr. Da geht es ums nackte Leben. Da fallen alle Insignien äußerer Macht und alle Rangstufen in sich zusammen. Im Angesicht des Leids sind wir alle gleich!

Ebenso unverhofft geht das Wunder weiter: Denn Jesus wendet sich keineswegs, wie zu erwarten wäre, von dem heidnischen Hauptmann ab. Erzählt uns nicht das gleiche Matthäusevangelium, dass Jesus ungemein harsch eine kanaanäische Frau anfahren konnte, als die ihn um Hilfe für ihre Tochter anfleht: „Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel“? Das hätte er hier genauso sagen können! Aber er tut es nicht, sondern erklärt scheinbar ohne langes Zögern: Ja, ich komme. Ich mache deinen Knecht gesund.

Es mag uns seltsam vorkommen, dass der römische Soldat nicht unmittelbar darauf eingeht. Dann wäre doch alles klar gewesen. Aber er scheint zu wissen, dass sich ein Jude verunreinigt, wenn er das Haus eines Heiden betritt. Also: Das muss nicht sein, wenn es doch genügt, dass Jesus auch aus der Ferne heraus das heilende Wort spricht. Und der Hauptmann legt es Jesus geradezu nahe, indem er darauf verweist, dass es doch auch in seinem militärischen Erfahrungsbereich vollkommen ausreiche, wenn man einen Befehl gibt: Dann würde der befolgt. Ein Kommandant sagt, was geschehen soll – und es geschieht. Das ist Macht! Und Jesus hat doch Macht – eine andere als er, gewiss, dafür aber die Macht, Kranke gesund zu machen, oder? Sonst würde sich der Hauptmann sich doch nicht in seiner Not geradezu entblößen und sich mit seiner Bitte an Jesus wenden, wo man ansonsten als Besatzungsmacht eher verächtlich auf die Juden herabschaut!

Darin liegt ein großes Zutrauen – und es ist ein kühner Sprung, von der eigenen Lebenserfahrung als Soldat mit Befehl und Gehorsam auf Jesu

Vollmacht auch über die Krankheit zu schließen. Aber genau dieses fast blinde und doch zugleich starke Vertrauen ist es, das Jesus beeindruckt: Ausgerechnet an einem Ungläubigen zeigt sich, was Glauben heißt: nämlich alle eigenen Sicherheiten aufzugeben, um sich ganz auf Jesus zu verlassen.

Nur wer die eigene Ohnmacht eingesteht, wird fähig, Jesu Macht zuzulassen. Erst müssen die Hände leer sein, wirklich leer, um sie sich von ihm füllen lassen zu können.

Das größte Wunder in dieser wunderbaren Geschichte ist darum eigentlich nicht die Heilung, die dann eintritt, sondern dieser große Glaube, der Jesus ausgerechnet in Gestalt eines römischen Hauptmanns begegnet und der ihn nun auch seinerseits veranlasst, die Grenzen zu überschreiten. Nein, Jesus rettet nicht nur die verlorenen Schafe Israels, sondern lässt sich vom Glauben derer bewegen, denen die Verheißung nicht galt und die doch glauben.

Darin liegt der Grund, warum uns diese Erzählung überliefert worden ist. Es geht in ihr um Zweierlei: um den Glauben als ein konkretes Vertrauen in die Macht Jesu, der selbst der Tod nichts anhaben kann und die sich als stärker erweist als alles Leid dieser Welt, und es geht zugleich um den Glauben, der uns hinstellt in die große Gemeinschaft derer, denen das Reich Gottes verheißen ist, also um den Wegfall aller Beschränkung im Blick auf Gottes Heil. Dafür steht Jesus ein: An der Geschichte vom Hauptmann von Kapernaum und seinem Glauben wird deutlich, dass Gottes Heil nicht nur den Juden, sondern wirklich allen Menschen schenkt und dass niemand davon ausgeschlossen sein muss.

Und damit sind wir, liebe Gemeinde, unmittelbar bei uns als Christen! Die Geschichte damals war für die ersten Gemeinden Ausdruck der Erfahrung, dass in der Kirche Jesu Christi die überlieferten Abschottungen und

Grenzziehungen zwischen Juden und Heiden überwunden sind und das neue Volk Gottes viel weiter zu fassen ist. Der Hauptmann von Kapernaum steht für uns alle, denen Gottes Verheißungen nur deshalb gelten, weil Jesus den Bogen weiter spannt als nur bezogen auf das Volk Israel. Der heidnische Soldat ist einer der ersten, die das erfahren durften: Gottes Heil ist universal, es umfasst die ganze Welt. Und wer das für sich gelten lässt, der erfährt dann auch das Wunder der *einen*, weltweiten, für alle Menschen offenen Kirche, in der wir zuhause sein können – vereint aus Ost und West, aus Nord und Süd in dem Glauben an die Vollmacht Jesu Christi und in der Gemeinschaft an seinem Tisch trotz allem, was uns immer noch untereinander trennen mag. Wir gehören dazu! Das verdanken wir Jesus. Aber wir verdanken es auch jenen, die es schon damals wagten, in ihrer Not die eigenen, selbst gesetzten Schranken zu durchbrechen und sich ihm anzuvertrauen. Deshalb gehört der namenlose Hauptmann von Kapernaum mitten ins Evangelium, mitten in die Frohe Botschaft!

Für mich ist es darum auch sehr sachgemäß, dass die römisch-katholische Kirche die Erinnerung an diese Begebenheit und an den großen Glauben des römischen Soldaten bis in die Gegenwart hinein in jedem Gottesdienst bewahrt: Bevor in der Kommunion das Sakrament des Leibes Christi ausgeteilt wird, sprechen Gemeinde und Priester gemeinsam die Worte: „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.“ Darin kommt dieses völlige Zutrauen, der bedingungslose Glaube zum Ausdruck, der jenen Hauptmann auszeichnete und bewegte – und der auch uns, wenn wir es nur wagen, Jesu Macht erfahren lässt.

Um beides geht es also: um unser grenzenloses Vertrauen – und die Erfahrung einer grenzenlosen Gemeinschaft, in die wir hineingestellt sind und die nicht nur hier auf Erden sichtbar wird, sondern die sich nach Jesu Verheißung in Gottes Ewigkeit vollendet: „Viele werden kommen von Os-

